

Zum Gesamtbild der Kulturentwicklung

Der von mir kastrierte Richard Moses Meyer, der aber auch bis dahin nicht sehr kräftig war, behandelt das Kapitel »Literarische Kunst« in dem Werke »Das Jahr 1913, ein Gesamtbild der Kulturentwicklung«, welches, von »führenden Geistern der Zeit« geschrieben, jedem Gebildeten ein unentbehrlicher Führer in der verwirrenden Mannigfaltigkeit unserer Kultur — kusch. Unter den führenden Geistern also, die sich da zusammenfinden, um Marksteine zu beriechen, fällt außer den Herren Goldscheid (Soziologie), Ewald (Philosophie), Strzygowski (Kunstforschung) und Gregori (Theaterwesen) vor allem der Richard Moses M. auf. Er schreibt:

Im übrigen muß ich gerade für die Überproduktion an Essays und Aphorismenbüchern auf meine regelmäßigen Berichte im »Literarischen Echo« verweisen, in denen ich neben der Besprechung des Inhalts, die natürlich den Hauptgesichtspunkt bilden mußte, doch immer auch auf die Entwicklung der Form eingegangen bin. Sie setzt ja glücklicherweise immer noch einige persönliche Geistesbetätigung voraus, während der Aphorismus bei Grossisten wie Karl Kraus rein manuelle Kurbelbewegung geworden ist: man nimmt einen vorhandenen Spruch und dreht ihn um, bis etwas herausfällt, was wie eine Paradoxie aussieht. So entsteht ein Buch, das nach der kritischen Einsicht eines Herrn Ehrenstein schlechtweg vollkommen ist. (Über K. Kraus: »Pro domo et mundo«: Alb. Ehrenstein, Zeitgeist, 18. Jan. 1912 (»Dies Buch ist für mich die Vollkommenheit.«)

Ich weiß nicht, ob der R. Moses M. in seinen regelmäßigen Berichten im »Literarischen Echo« neben der Besprechung des Inhalts, die natürlich den Hauptgesichtspunkt bilden mußte, doch immer auch auf die Entwicklung der Form eingegangen ist. Bei meiner unregelmäßigen Lebensweise beobachte ich einzig die Einteilung, daß ich die regelmäßigen Berichte des R. M. M. im »Literarischen Echo« und dieses als ganzes nicht lese. Wenn er auf den Inhalt von Aphorismen eingegangen ist und sich dabei auch die Form nicht entgehen ließ, so ist das sehr schön von ihm. Anstatt Gott auf den Knien zu danken, daß er ihn in einer Zeit leben läßt, die schamlose Klugschwätzer in Salon und Seminar duldet, anstatt sie in den Abort zu sperren, wird er noch keck und verlangt Beachtung für seine früheren Besprechungen. Dieser M. M. wagt viel. Er scheint zu wissen, daß ich imstande bin, ihn durch Vorlesung meines Essays über ihn dem Gelächter von

brückten als offene Organisationen bezeichnen«, tun etwas anderes. Wichtig ist: »Was hinsichtlich der Bedeutung der Tätigkeit über die Orts-Brückenräte gesagt ist, gilt im erhöhtem Maße für die Landes-Brückenräte.« Also da heißt's schon, sich zusammennehmen. Und dann — aber soweit versteigt sich wohl selten ein Novist — gibt es noch einen »Völkerrat«, der direkt die Erreichung des »novistischen Hochzieles« ins Auge faßt und sonst noch außerordentlich beschäftigt ist. Einen Reichsrat gibt's nur deshalb nicht, weil es ohnehin einen gibt. Die Bundesleitung, in der die bedeutendsten Männer der Orte, Länder und Völker sitzen, hat die vornehme Aufgabe der »Anbahnung des novistischen Zusammenschlusses aller wirtschaftlichen und kulturellen Körperschaften, die in Österreich nicht überbrückt sind«, zu welchem Behufe sie einen Präsidenten, zwei Vizepräsidenten, einen Generalsekretär und einen Vizesekretär zu wählen hat. Die Verkehrs- und Verhandlungssprache ist ein Kapitel für sich. »In den Brückenräten herrscht das Prinzip der Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit.« Da könnte es aber zu nationalen Streitigkeiten kommen, die dem Wesen novistischer Gesinnung widersprechen würden. Darum § 43: »Der Zweisprachigkeit in den Orts-Brückenräten wird jedoch nicht dadurch Rechnung getragen, daß zur inökonomischen Form der doppelsprachigen Ausfertigungen gegriffen wird, sondern in der Weise, daß: a) der schriftliche Verkehr mit den nationalen Ortsgruppen und Bezirksorganisationen u. s. w. lediglich in deren Nationalsprache vor sich geht, während b) der schriftliche Verkehr mit der Landeszentrale, d. i. dem Landes-Brückenrat sich in der Verhandlungssprache des Orts-Brückenrates abwickelt.« Die Landes-Brückenräte jedoch »entscheiden sich aus freien Stücken, als Geschäftssprache mit der Organisationszentrale die deutsche zu wählen«. Wenn aber ein tschechischer Landes-Brückenrat es sich nicht gefallen läßt, sondern »Hanba!« ruft, kann man auch nichts machen.

Dieser Zeitvertreib wurde von 160 Hochschulprofessoren unterzeichnet. Mir wird der Bogen zur Unterschrift vorgelegt. Hier hätte ich einmal Gelegenheit, aufzubauen, nicht immer nur zu zerstören. Brücken, mein Lieber, Ortsbrücken, Landesbrücken und allerlei. Soll ich Novist werden oder soll ich nicht? Ach was, ich kaufe Putzpasta Globus, breche alle Brücken hinter mir ab und will einen Verein zum Schutze der Briefträger gründen.

hundert deutschen Vortragssälen preiszugeben, und spielt ein
 Prävenire, von dem er sich ausrechnen kann, daß ich es einholen
 werde. Ich gebe dem M. einen Vorsprung der Intelligenz, indem
 ich ihm erlaube, sie in zwanzig Besprechungen an »Pro domo
 et mundo« auszulassen: ich wette, daß ich ihn kaput mache. *Handwritten: + Pro domo et mundo*
 Ich will ihn ergänzen, damit ers mit mir aufnehmen könne.
 Es ist ja zu herzlich. Man möchte glauben, daß selbst ein Unikum
 an Schalheit wie dieser Meyer, wenn er von mir spricht und von
 der Form des Aphorismus sagt: »Sie setzt ja glücklicherweise
 immer noch einige persönliche Geistesbetätigung voraus«, es zu
 meinen Gunsten wenden müsse. Denn so schamlos kann man sich
 heute doch nur noch die von mir verwirrte Hysterie, die zwischen
 Schwärmerei und hinfallender Krankheit torkelt, vorstellen, daß sie
 meine Arbeiten in Gegensatz zu »persönlicher Geistesbetätigung«
 bringen könnte. Man weiß ja, sie meint's nicht so und wird mich
 morgen wieder als einen Genius ansprechen. Aber daß ein
 Literaturprofessor, der in seinem Vollbart schon graue Fäden hat,
 so unter dem Druck seiner Ranküne handeln könne, daß er nicht
 totschweigt, sondern das Maul aufmacht, um meine Leistung als
 mechanischen Schwindel und mich als »Grossisten« zu entlarven,
 ist selbst mir zu bunt, an dessen Nerven sich doch die ganze
 Welt vergreift, aus Ohnmacht, sich an meinem Werk zu rächen.
 So desorientiert kann doch selbst dieser M. Meyer nicht sein, daß
 er unbeschadet des Wunsches, mich als Grossisten zu sehen, nicht
 längst vom Hörensagen wissen sollte, daß mein geringstes Detail
 seine ganze Manneskraft, ja die Lebensarbeit sämtlicher führenden
 Geister aufwiege, die am »Jahr 1913« mitarbeiten, ~~ohne das~~
~~Jahr 1914 zu erleben, und die zum »Gesamtbild der Kultur-~~
 entwicklung« schon durch ihr Dasein beitragen. *Handwritten: 1/2*
 R. M. Meyer soll doch nicht so tun, als ob nur eine vereinzelt Kritik meinen
 Aphorismen einen so hohen Rang zugewiesen hätte. Er weiß ganz
 genau, daß es die Ansicht sämtlicher Leute ist, die heute
 auch nur mit einem Schimmer von Urteil in literarischen Revuen
 auftauchen, und, was viel mehr ist, die Ansicht jener, die sie
 nicht aussprechen dürfen. Die Kritik über »Pro domo et mundo«
 ist nicht das Beste, nicht das mir Angenehmste, was »ein« Herr
 Ehrenstein geschrieben hat. Aber ein Herr Ehrenstein hat Gedichte
 geschrieben, und zum Teufel, es ist doch eine Lücke im Gesetz,

daß nicht georfeigt werden darf, wenn intellektuelle Sudler in solchem Ton über Menschen reden dürfen, in denen beim Schreiben noch etwas vorgeht. Dieser von einer kleinen Rache zermarterte Berliner Seminarschmuck, sonst von nichts als höchstens vom Gefühl seines Nichts ausgefüllt, will nichts weiter als in einer äußerlich auf Fortdauer angelegten Drucksorte Menschen, die er für langlebiger hält als sich, antrenzen. Das wollen sie alle, die Journalisten, denen durch eine lächerliche Verteilung der kritischen Gewalt es ermöglicht ist, in Literaturgeschichten, Jahrbüchern und Lexicis den Dreck abzulagern, der den Zeitungen zuviel wird. Sie haben aber ihre Rechnung ohne mich gemacht, der jede dieser Unflätigkeiten wohl aufhebt und die Razzia auf Literarhistoriker mit umso größerem Schwung fortsetzen wird, je länger die durch die Reizungen des Tages verschuldete Pause dauert. Ich will ihnen schon einen Geschmack für persönliche Geistesbetätigung beibringen, damit sie sie künftig doch lieber mir als dem Aphoristiker Blumenthal zusprechen! Ich würde, um mir Arbeit zu ersparen — man glaube es endlich, daß ich glücklich wäre, wenn mir die Welt ein Jahr Schonzeit für sie gönnte —, ich würde diesen Zeitgenossen den Rat geben, sich freiwillig aus dem Seminar in den Abort zurückzuziehen, wo sie unkontrolliert machen können, was sie wollen. Sie sollten sich nur ja nicht damit belügen, daß die Blamierungen ihres Treibens auf 1913 und auf Wien beschränkt bleiben. Ich kann die Verbreitung der Fackel in Deutschland und dort, wo Deutsche wohnen, nicht hindern. Was ich tue, muß ein Richard M. Meyer auf Schritt und Tritt spüren, während ich von seinem Benehmen nichts erführe, wenn nicht Briefe von deutschen Lesern mich über die Kulturentwicklung auf dem Laufenden hielten. Der Meyer — der ganz kleine, im Gegensatz zum ganz großen Meyer, der aber auch nicht besser beraten ist — hält mich für einen Gauner. Ich erfahre es aus dem folgenden Bericht, der mir aus »Oetzsch bei Leipzig, 6. November 1913« geschieht wird:

. . . . Sie haben sich zwar Zuschriften in der Fackel verboten, ich glaube es aber auch vor Ihnen verantworten zu können, daß ich Sie von der Be- bzw. Mißhandlung Ihres Künstlertums durch Richard M. Meyer in einem soeben erschienenen Werke, »Das Jahr 1913, ein Gesamtbild der Kulturentwicklung« betitelt, in Kenntnis setze. Zu diesem Sammelwerk hat R. M. Meyer das Kapitel »Literarische Kunst«

geliefert, das ich um der darin enthaltenen »Beurteilung« Ihres Aphorismenbandes »Pro domo et mundo« willen Ihnen zuschicke. Ich sehe den Zerfallsprozeß noch nicht so weit vorgeschritten, daß man den Kampf gegen die Fäulnisbrut aufgeben müsse.

Gestatten Sie mir nur noch, Ihnen herzlichst zu danken für Ihre Hilfe im Kampfe um die geistige Selbstbehauptung. Kierkegaard, der letzte große religiöse Genius, und Sie halten mich wach in einer dumpfen Welt. In einer Stadt von über 1/2 Million Menschen sind nicht so viel Stimmen, laut genug, Sie hierher zu rufen. Leider bin ich zu arm, um nach Dresden zu Ihrer Vorlesung zu kommen. Doch bin ich voll Dankes, daß mir die »Fackel« zugänglich ist. In Ehrerbietung....

Ich habe mir Zuschriften verboten, weil auf tausend Zumutungen des Irrsinns nur eine kommt, die beweist, daß Zeitgenossen auch Menschen sein können. Dieser da mag unbesorgt sein. Ich werde auch in Leipzig die Kastrierung des Richard Moses Meyer vornehmen.

Unbefugte Psychologie

Das »Zentralblatt für Psychoanalyse« und sonstigen Unfug brachte im 12. Heft des III. Jahrgangs auf anderthalb Seiten einen unbefugten Nachdruck von Aphorismen aus Nr. 376/77 der Fackel, »die wir« — schrieb es — »hier ohne jede Polemik wiedergeben wollen«. Schade. Unter den Aphorismen, die so in die Umgebung der besten Scherze aus der psychoanalytischen Ordination kamen, befanden sich auch Sätze, denen füglich selbst der psychoanalytische Wahnwitz keine Beziehung zu seinem Problem imputieren könnte. Worte wie: »Man kann eine Frau nicht hoch genug überschätzen« waren unter dem Titel »Aphorismen über die Psychoanalyse« wiedergegeben. Aber warum soll man, wenn schon einmal die Libido zum Nachdrucken erwacht ist, sie verdrängen und nicht den ganzen Komplex von Aphorismen glatt herübernehmen? Einen autorrechtlichen Schutz gegen eine Verstümmelung des Gedankens, die den Text schont, gibt es nicht, und so blieb nichts übrig, als das Eigentumsrecht an dem Text zu reklamieren und den Seelenforscher auf das Titelblatt der Fackel zu verweisen. Er berief sich zu seiner Entschuldigung darauf, daß er »immer auf das Innere losgehe und die äußere Hülle vernachlässige«. Aber diese psychoanalytische Gründlichkeit, die an und für sich ein Fehler ist, macht umso weniger straffrei, als der Vermerk

»Nachdruck verboten« auch wiederholt im »Innern« zitiert und besprochen war, und es bedürfte weder der Beachtung des Umschlags noch des Vermerks selbst, um von Anstands und Gesetzes wegen einen Nachdruck, um dessen Erlaubnis nicht angesucht wurde, zu einem unerlaubten zu machen. Dies hat der Herausgeber des ‚Zentralblatts‘, der immerhin einsah, daß man nicht zu stürmisch auf das Innere losgehen dürfe, auch zugegeben, er bat scherzhaft um eine »angemessene Strafe« und erklärte sich bereit, den für den unbefugten Nachdruck verlangten Betrag einem »philanthropischen Zwecke« zuzuführen. Die angemessene Strafe hätte sich am besten in der Wahl des Zwecks ausgedrückt: wenn man sich für einen Kinderschutz-Verein oder etwa für einen zu errichtenden Fonds zur Unterstützung verarmter Opfer der Psychoanalyse entschieden hätte. Von solcher Härte wurde aber abgesehen und nicht so sehr auf Strafe als auf ein Nachdruckshonorar erkannt, welches mit 50 Kronen — schon mit Rücksicht auf die odiose Umgebung der nachgedruckten Aphorismen — gewiß nicht zu hoch bemessen wurde. Der Herausgeber des ‚Zentralblatts‘ wurde hierauf vom Rechtsanwalt aufgefordert, diesen Betrag abzureagieren, der, wie ihm mitgeteilt wurde, für Frau Else Lasker-Schüler bestimmt war, für jene Dichterin, die, wiewohl sie weit mehr für die Menschheit leistet, mit ihren eigenen Träumen auch nicht annähernd so viel verdient als ein Psychoanalytiker mit fremden.

Soweit wäre die Sache in Ordnung. Unerledigt bleibt eine Angelegenheit, die der Herausgeber des ‚Zentralblattes für Psychoanalyse‘ am Schlusse seines Briefes ohne mein Hinzutun berührt:

.... Zugleich erlaube ich mir Ihnen eine Arbeit einzusenden. Eine flüchtige Einsicht wird Sie überzeugen, daß ich mich gegen die großen Gefahren und Fehler der Psychoanalyse nicht verschließe. Ich habe mich auch bemüht, die lächerlichen Übertreibungen zu mildern und schließlich von der Analyse nur den Weg zu behalten und nicht die Methode.

Die Parteiungen innerhalb jener Menschenklasse, die der Psychoanalyse aktiv oder passiv — was zumeist auf dasselbe hinausläuft — zugänglich ist, interessieren mich wenig. Es ist klar, daß bei den intellektuellen Bestrebungen alles so ausgehen muß, daß immer einer noch gescheiter ist als der andere. Die Psychoanalyse — dieses neueste Judenleid, die älteren haben noch Zucker —